

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 38

Artikel: Abasbegs Traum

Autor: Loga, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abasbegs Traum

von Ernst Loga

„Warum gehen Sie nicht hinein?“ fragte mich ein altes Mütterchen und wies dabei mit ihrer im Leben abgearbeiteten Hand auf das Gotteshaus. Die gute alte Frau kannte ich noch von meiner Jugend her, ich sah sie als glückliche Mutter, kannte sie als eine gebrochene Frau, die ihre zwei Söhne im Kriege verloren hatte und sah sie jetzt fast täglich als eine in sich gekehrte Greisin, die nur noch mit ihrem festen Glauben am Leben hing.

Entschuldigend grüßte ich und stammelte verlegen: „Ich glaube, ich warte noch“ und tat als ob ich auf jemanden warten würde.

„Warten Sie nicht zu lange!“ sagte sie nachdrücklich, „es könnte zu spät werden“, und hoffte durch die Doppelsinnigkeit ihrer Mahnung auf mich einzumachen.

Mit war es gar nicht darum zu Mute in die Kirche zu gehen und so versuchte ich mich auszureden, ohne die gute Frau irgendwie zu verleihen, darum sagte ich: „Wissen Sie gute Frau, ich glaube, ich werde sicher noch beizeiten Eingang finden, aber aufrichtig gesagt, so lange man noch Kraft hat, dem Leben die Stirne zu bieten, fällt es einem schwer in die Kirche zu gehen, um die Erfüllung irgend welchen Bieles zu erbeten.“

„Da haben Sie recht, aber man kann auch anderes erbitzen, als nur etwas für sich“, sie machte eine Pause und ich hatte Zeit zu überdenken, wie diese Frau ihr Leben lang — gegeben, und wieder gegeben und immer nur für andere gelebt hatte. Kinder hatte sie auf die Beine gestellt, beide Söhne im Kriege verloren, den Ehemann begraben und sogar ihre Anverwandten zu Grabe geleitet. Heute stand sie allein auf der Welt, was mochte sie noch vom Leben erwarten?

Sie blickte mich stumm an und sagte: „Ich weiß genau, daß Sie so denken wie alle andern, sie zerbrechen sich den Kopf, was so eine alte Frau noch vom Leben erwarte und darauf gebe ich Ihnen eine klare Antwort — nichts, gar nichts.“

Ich war so verdutzt, daß ich nicht antworten konnte und eh ich mich versah, klopfte sie mir gehörig auf die Schulter und sagte: „Jetzt sind Sie aus dem Himmel gefallen und wissen nicht was nun; warten Sie schön brav hier vor dem Gotteshaus und wenn Ihre Zeit kommt, folgen Sie mir so rasch wie möglich nach, ich gehe in die Kirche und werde für den Frieden beten, was soll ich noch anderes tun . . . ?“

Die gute Frau ging wirklich und betete inständig mit aller Kraft ihres Glaubens und ihrer Liebe für den Frieden. Das Schreckensgespenst des Krieges überschattete unser Dasein. „Was soll ich anderes tun?“ hat sie gesagt, wie wunderbar das klingt, dachte ich, und plötzlich zündete dieser Satz wie ein Funke und zauberte die Vergangenheit aus meiner Seele hervor. Diesen gleichen Satz hatte ich schon einmal gehört, mit dem gleichen resigniert glücklichen Tonfall, nur in einer andern Sprache, mitten in den schreckhaften Gespenstern des Krieges.

Es war vor mehr als zwanzig Jahren. Mein Bataillon war an die albanische Grenze detachiert, wo noch immer gekämpft wurde. Das Soldatenleben wechselte ab mit dem schweren Dienst an der Grenze, dem monotonen Geklapper der Schaufeln und Pickel, mit dem leichten Dienst im Hinterland und fröhlicher Musik der einheimischen Musikanten. Unter dem Ausdruck Hinterland ist natürlich nicht Luxus zu verstehen, wir waren nicht verwöhnt und für uns galt ein Ort mit 5000 Einwohnern schon als Stadt. Wenn man aus seiner Schlafstube

durch die Bodenrizen das Leben im „Parterre“ beobachten konnte, so störte uns das wenig; man war eben mit dem zufrieden, was uns geboten wurde. Zwischen dem Exerzierplatz und dem „Offizierskasino“, das recht primitiv als Baracke neu erstellt war, lag eigentlich der ganze Ort. Mittags, wenn wir verstaubt zum Essen gingen, passierten wir jungen Offiziere fröhlich die Stadt, mit der Einbildung, auf dem Korso oder einem Boulevard der Großstadt zu paradieren. Auf unserem täglichen Weg sahen wir selbstverständlich alles, was in dem Ort an Menschen versammelt war. Von allen Gestalten fiel uns nur eine auf — die des Abasbeg Firdus.

Abasbeg Firdus war ein Bettler. Sein Tagesplatz war vor der Moschee. Wo er aber zur Nachtzeit weilte, wußte kein Mensch, denn die frühesten Aufsteher und spätesten Heimgeher begegneten ihm immer auf dem gleichen Fleck. Es fällt mir schwer, diese Gestalt zu beschreiben, nicht weil es mir an Wörtern fehlt, sondern weil ich gegen jedes menschliche Empfinden verstößen würde. Abasbeg war zu Beginn des Krieges als Freischärler mit den regulären Truppen in einem Gefecht irgendwo zusammengegangen und buchstäblich massakriert worden. Die Sanitätstruppe fand ihn zum Glück oder Unglück, je nachdem wie man auslegt, rechtzeitig und brachte ihn ins Lazarett. Beide Beine mußten ihm amputiert werden und das Gesicht war dermaßen entstellt, daß man es wirklich nur mit innerem Grauen ansehen konnte. In der ersten Zeit mieden wir den Abasbeg, aber als wir seine Geschichte erfuhren, halfen wir, wo wir nur konnten. Eines Tages entschlossen wir uns, ihn irgendwo unterzubringen, wo er ohne Sorgen sein Leben ohne Bettelei fristen konnte. Der Bataillonskommandant und die Behörden versprachen uns ihre Unterstützung. Meine Kameraden bestimmten mich dazu, mit Abasbeg zu verhandeln, denn es war ortsbekannt, daß er immer noch eine Persönlichkeit behaßt, die sich in gewissen Sachen kategorisch durchzusetzen wußte. Er war ein ausgesprochener orientalischer Philosoph und es war nicht leicht, ihm etwas beweisen zu wollen, was eventuell nicht mit seiner Auffassung übereinstimmte. Kurz und gut, ich freundete mich mit ihm an und eines Tages unterbreitete ich ihm das Angebot, uns zu erlauben, für ihn zu sorgen.

Meine Ausführungen konnten in keiner Weise verleidet wirken, ich wußte auf seinen persönlichen Stolz Rücksicht zu nehmen und vermied es, auch nur irgendwie anzudeuten, daß unser Handeln dem menschlichen Mitleid entsprang.

Abasbeg hörte mich geduldig an und als ich geendet hatte, rieb er sich, wie es seine Gewohnheit war, mit der rechten Hand sein bartloses Gesicht und sprach halb versonnen vor sich hin: „Es ist nett von dir, meine Sorgen zu den deinen machen zu wollen, aber ich sage dir aufrichtig, es freut mich mehr, deine Zuneigung zu besitzen, als alle Vorteile zu erhalten, die du mir bietest. Deine Zuneigung hat eine andere Quelle in der Seele, als die Sorge um mein Dasein. Die erste entspringt der großen allumfassenden Liebe, die zweite aber dem puren Mitleid und das tut weh, während die erste alle Wunden zu heilen im stande ist.“

„Ich bitte dich, Abasbeg“, antwortete ich resolut, „denk nicht, daß ich aus Mitleid handle, damit tuft du mir unrecht. Ich und meine Kameraden haben dich wirklich gern, du bist ehrlich, anständig, tuft niemandem etwas zu Leide und verdienst schließlich ein besseres Leben, als du es jetzt führst.“

„Ja mein lieber Freund, so denkst du und so denken deine Kameraden.“ Sein Gesicht verzog sich dabei zu einer Grimasse, die sicher bestimmt war, wie ein Lächeln zu wirken, aber durch die Narben nur eine Verzerrung blieb. Er wartete noch einen Augenblick und sprach dann weiter: „Aber wie ich denke, das hast du und das haben wohl auch deine Kameraden nicht in die Rechnung eingezogen, oder glaubst du, ich denke bei meinem jetzigen Leben gar nichts und döse in den lieben Tag hinein? Nein, mein Freund, Abasbeg hat ein volles Leben vor sich und so wie ihr alle einer Bestimmung entgegen geht, so erfülle ich auch meine Lebensaufgabe, die mir, nur mir allein zusteht.“

Und genau das gleiche Gefühl und genau die gleiche Überlegung, die sich mir, der guten alten Frau gegenüber vor der Kirche äußerte, hatte ich das erste Mal hier im einfachen Grenzort Alaniens, Abasbeg gegenüber erlebt. Im stillen fragte ich mich damals, was eigentlich dieser Mensch, dem alles was wir Menschen haben, fehlt, vom Leben noch zu erwarten habe.

Abasbeg schien damals jede meiner Regungen zu fühlen und sagte in besonders freundlicher Art: „Ich verstehe dich. Dein Zweifel an meiner Daseinsberechtigung scheint richtig zu sein, aber wenn du meinst, daß mir alles, aber alles abgeht, was ein Mensch hat, so irrst du. Ich werde dir kurz zu schildern versuchen, was mich noch an diese kleine Erdenwelt bindet!“

„Nachdem ich das erste Mal, nach langem Schweben zwischen Leben und Tod, zum vollen Bewußtsein kam, versuchte ich mich selbst wieder zu finden. Es klingt etwas unverständlich, aber es war wirklich so. Meine Seele stand im Gegensatz zu meinem Körper und meine Nerven vermuteten etwas, was mir am Körper fehlte. Es war ein Trugleben, ich glaubte Beine zu haben, wo keine waren und spürte Leben, wo keines ist. Glaube mir, es war fürchterlich. Auf dieser Welt hatte ich niemanden und konnte besser als irgendwer abschätzen, ob das Leben für mich einen Wert besaß oder nicht. Ohne große Mühe habe ich mich innerlich durchgerungen und mich selbst überzeugt, daß das Leben für mich keinen Wert und keinen Preis mehr hatte. Mein Entschluß stand fest. Ich wollte aus dem Leben freiwillig scheiden.“ Er seufzte dabei, stützte den Kopf in die Hände, als ob ihn die Schwere des vergangenen Augenblicks neuerdings bedrücken würde.

Ich schwieg und fühlte auch kein Bedürfnis zu fragen. Abasbeg hob den Kopf und erzählte weiter.

„In dieser Seelennot und Qual hatte ich in der Nacht einen eigenartigen Traum. Ich sah mich mitten in den Wolken. Ein unsagbar leichtes Gefühl durchströmte meinen Körper, ich fühlte mich kräftig und beglückt. Plötzlich stand ich irgendwo still und hörte Stimmen, und es kam mir vor, als ob ich wirklich das letzte Gericht erlebt hätte.“

Ein Mensch stand kraftstrotzend auf einer Wolke vor dem Herrn.

Der Herr aller Welten blickte herab auf das bishchen Erde, auf der nur Staub, Rauch und Feuer noch zu sehen waren.

„Ich habe dich gerufen, Mensch“, sprach der Herr, „um von dir Rechenschaft zu verlangen. Ich gab dir die Erde — ein kleines Paradies — und du schufst scheinbar daraus die Hölle.“

Der Mensch verneigte sich vor dem Herrn und antwortete: „Ich bin mir dessen nicht bewußt, oh Herr, ich versuchte deine Befehle so gut wie möglich zu befolgen und stehe vor dir, so wie du mich geschaffen hast.“

„Nein“, sprach der Herr, „du bist nicht so, wie ich dich geschaffen habe, denn dein Körper ist wohl größer, stärker und widerstandsfähiger, dein Hirn entwickelter geworden, aber dein Herz ist klein zusammengezogen und von der Seele ist nicht viel übrig geblieben.“

Auf einen Wink des Herrn trat der Glaube aus dem Schatten des Herrn hervor und stellte sich vor den Menschen hin. In seiner einfachen und klaren Pracht erschien er dem Menschen erhaben.

„Erkennst du ihn?“ fragte der Herr aller Welten den vor ihm verblüfft stehenden Menschen.

„Raum erkenne ich ihn, oh Herr“, antwortete der Mensch, „ich sah in nie in so wunderbarer Einfachheit. Auf der Erde erschien er uns ganz anders, vernächlässigt, in Lumpen gehüllt, gejagt, veracht und verhöhnt. Wir vertrieben ihn aus unserem Bereich und hetzten die Hunde auf ihn. Wir nannten ihn den Unglauben.“

Der Herr aller Welten ließ den Glauben beiseite treten. Auf seinen Wink trat die Wahrheit aus dem Schatten des Herrn hervor, und stellte sich vor den Menschen hin. Aufrecht, ohne äußere Hülle, konnte sie von dem Menschen nicht mißverstanden werden.

„Erkennst du sie?“ fragte der Herr aller Welten den vor ihm geängstigten Menschen.

„Durch deine Größe, oh Herr, erkenne ich sie“, antwortete der Mensch, „aber auf der Erde schien sie uns anders, sie schillerte in allen Farben, überall wurde sie feilgeboten, die Menschen überhängten sie mit glitzerndem, unechtem Tand. In besessnen Ständen hat man sie gemieden und schließlich wurden ihr Tür und Tor gewiesen. Die Wächter hatten Gebot, ihr den Einlaß zu verwehren. Als das nichts nützte, versuchten wir sie mit Gewalt aus unserem Bereich zu bannen. Sie verkroch sich in kleine Buden, verdeckte Plätze und verstaubte Ecken, mied große und gelehrte Häuser und mußte uns schließlich unter dem Drucke der Gewalt verlassen. Wir fühlten uns von einer Plage befreit, denn wir nannten sie die Lüge.“

Der Herr aller Welten ließ die Wahrheit beiseite treten. Auf seinen Wink trat die Liebe aus dem Schatten des Herrn hervor und stellte sich vor den Menschen hin. In ihrer Größe und Anmut lächelte sie den Menschen an.

„Erkennst du sie?“ fragte der Herr aller Welten den vor ihm erschreckenden Menschen.

Der Mensch blickte lange und verängstigt auf die lächelnde, durch Opferfreudigkeit und Entzagung verklärte Liebe.

Endlich antwortete er: „Herr vergib, ich erkenne sie nicht.“

„Du erkennst sie nicht?“ fragte nochmals erstaunt der Herr aller Welten.

„Nein“, wiederholte der Mensch, verneigte sich tief, und seine Antwort schien durch die Neonen zu hallen. „Nein, oh Herr, ich erkenne sie nicht.“

Lautlose Stille war eingetreten. Der Mensch erhob demütig sein Haupt und fühlte sich verpflichtet zu erläutern: „Wenn nur ein Lichtstrahl dieses Lächelns, oh Herr, oder nur ein Hauch dieser Opferfreudigkeit oder nur eine Spur dieser Entzagung auf unserer Erde Platz gefunden hätte, so wäre von hier aus nicht nur Staub, Rauch und Feuer zu sehen.“

„Natürlich, du Freyler“, sprach der Herr erbost über die Rede des Menschen. „Nicht nur die Spur oder nur ein Hauch, sondern eine vollkommene Liebe, so wie ich sie geschaffen, sandte ich sie zu dir auf die Erde hinab und du findest noch den Mut, in frevelhafter Rede meine Sendung in Abrede zu stellen?“

„Bergebung, oh Herr“, sprach der Mensch, „wir auf der Erde haben auf diese Gabe und auf dieses Zeichen deiner unermesslichen Güte gewartet. Blumenbekränzt wollten wir sie empfangen und waren bereit, ihr alles, was unser Eigen war, zu Füßen zu legen. Wir bauten ihr die größten und schönsten Paläste, die wunderbarsten Gärten wurden eigens für sie angelegt, denn durch ihren Einzug war Friede für uns Erdmenschen beschieden. Wir warteten lange und sie kam nicht, wir warten heute noch.“

Plötzlich schien es, als ob dem Menschen ein Funken innerer Erkenntnis neue Lebenskraft erwacht hätte. Ein unheimliches Ahnen schien in ihm aufzudämmern. Er bedeckte mit beiden Händen sein Antlitz und flüsterte in voller Hingabe: „Oh Herr, nun bin ich gewiß, sie kam wie du es sagst, aber wir Menschen haben sie in unserer Verblendung nicht zu erkennen vermocht.“

Finster blickte der Herr auf die Erde herab, auf die großen Paläste und Gärten, die man der Liebe gebaut und die den Platz im Herzen und in der Seele des Menschen nicht gefunden hat. Mit Verachtung betrachtete er den Menschen, dem sein Körper größer, stärker und widerstandsfähiger, sein Hirn entwickelter geworden, aber dem sein Herz ganz klein zusammengezrumpft und der die Seele verloren hatte. Er betrachtete den Menschen, der aus dem wunderbaren Glauben — Unglau-

ben, aus der großen Wahrheit — die Lüge schuf, der keine Liebe kannte und um jeden Preis aus dem Menschen einen Übermenschen machen wollte.

Nacht war hereingebrochen. Alles blickte auf das blassen Erde, die in der Dunkelheit vom Feuer des Hasses und Kampfes wie ein kleines Kerzenlicht flackerte. Der Herr aller Welten zürnte, die Wolken ballten sich zusammen und alle mieden es, auf den Schatten des Herrn zu treten.

Daraufhin erwachte ich. Du kannst dir denken, was ich dabei ausgestanden habe. Mein Weg schien mir vorgezeichnet, die Liebe, die große Liebe, die uns heute abgeht, sollte mich leiten. Ich wählte den Platz vor der Moschee, entblößte meine Narben und Verstümmelungen und jeder der an mir vorbei ging, ward sich bewußt, daß es auf der Welt noch jemanden gab, der jämmerlicher war als er selbst. Die Leute verlassen mich mit einem innern Trost und mit der Mahnung an Opferfreudigkeit, Einsicht, Mitleid und erwachender Liebe zum Nächsten. Hier vor der Moschee ist mein Platz und du siehst, die Erfüllung meines Lebens, was soll ich anderes tun . . . ?“

Und heute, nach mehr als zwanzig Jahren wiederholt sich dieser Satz. Eine alte, abgehärmte Frau, die vom Leben nicht verschont blieb, alle Bitterkeit bis zur Kleige auskosten mußte, die niemanden mehr besaß, aber ein Herz und eine Seele hatte, in der noch das heilige Feuer der Liebe flackerte, sprach den Satz in genau so resigniert glücklichem Tonfall aus, wie Abas beg Firdus. Opferfreudig, mit voller Einsicht, aus Mitleid zu andern Müttern und aus Liebe zu uns allen, ging sie ins Gotteshaus, um für den Frieden zu beten . . . Heute, nach mehr als zwanzig Jahren.

Eidgenössische Dank-, Bueß- u Bättag

Es isch ume Bättag — Eidgenössische Dank-, Bueß- u Bättag! Ulme töne d'Glogge dür die ganzi liebi Heimat, die ärnschte, liebe Bättagslogg, wo üs mahne u hüt so z'Härze rede. U i ne re Bit, wo gäng no Chrieg isch, wo gäng no Tod u Verderbe über die armi plageti Möntscheit chunnt. U i dere Bit dörfe mir üs no a Friedesstunden erfreue! Ja, mir s' gwüß es glücklechs Volch! Wüsse meresch ächt ou rächt z'schäze? — Hei meresch ächt ou verdienet, das große Glück, wo üs da zuteil wird? — Me cha sech's ja gar nid vorstelle, wie traurig das i dene chriegführende Länder usgseht, die Not, wo dert vorherrscht, die grohi Angscht i dere d'Bevölkerig gäng muech s'j, we sie nid weiß, wele Momänt dr Tod us dr Lust oben abe chunnt. Mir hei ja no alli es hei, es Dach. Mir hei e Stube, hei es Bett, mir müesse no nid hungere u no nid früüre. Mir wüsse no nid was das isch, we zimmts i dr Nacht muech flüchte un alls muesch verlah, was dr lieb isch. We nume ds Allernötigste darfesch mitnäh u nid weißch, gob einisch ume hei chunnisch. U we no hei chunnisch, gob alls ume so vorfingsch, wie's verlah heisch? — Mir wüsse no nid, was das heiszt, em Tod i d'Duge luege, wo di jede Momänt mit syr gruusame Hölemaschine cha vernichte. U mir hei's no guet, für üs wird gforget, isch scho lang vorgsorget worde, wo no kei Chrieg isch gsi. Mir hei gäng no alli gnue z'ässe gha u hei no e settigi Heimat!

Dank-, Bueß- u Bättag! Danke vor allem wei mer hüt üsem treue Herrgott, wo üs dür das Chaos vo dr Wält bis

jebe so gnädig gfüehrt het. Üsi Heimat, üersch ganze Schwyzervolch het ihm danket letsche Monet, aber die ganzi Heimat u ds ganze Volch dankt ihm hüt ume neu. Wil mer wüsse, daß me nid gnue danke cha für das, wo=n-är üs het ta.

U Bueßtag isch es! U das wei mer ou dänke. Gfält hei mer gwüß ou mängisch u mängs würde mer andersch mache, we mer chönnte. Mir s' äbe alli ou Möntsche. Aber üse Herrgott isch barmhärtig u hilft eim ou da, we me ufrichtig Abbott tuet u sys Verfahle ygseht.

U Bättag isch es! O, mir hei vil, vil z'bätte! U z'bitte. Mir wei iek da nid an üs sälber dänke, un üsi Nöt un üsi Wünsch. Die träte hüt alli i Hintergrund. Hüt isch en eidgenössische Tag! Hüt gilt s' für d'Heimat, für üersch liebe, schöne Schwyzervaterland! U das wei mer iek dänke u für das wei mer bätte. E settigi schöni, irdisci Heimat het üs ja dr Herrgott gschänt! Que die Bärge im reine, schneeige Silberglanz, que die Flüü, die Seen, die blaue, klare Bärgele, wo bis tief uf e Grund chasch luege u nüt Unreins drinn chasch finde. Que üsi Blueme, wo da lüüchte im Garte, üsi Wälder, wo scho bal sech verfarbe, üsi Stedt u Dörfer, das alls isch Heimat, u Heimat isch ds stillsche, vergässchte Tal. E schöni, e wunderschöni Heimat hei mir glückliche Schwyz. Daß Gott sie üs mög erhalte, daß Gott sie üs mög schütze, das soll hüt üsi größti Bättagsbitt s'!

C. M. Tanner-Aeschlimann.